

bei einer andern Gelegenheit (IF. 35, Anz. 45) hervorgehoben, daß in einer von A. konstruierten Genetivendung -schz zunächst das -z im Auslaut hätte verloren gehen müssen, weil der Verlust der Halbvokale im Auslaut in gewissen Stellungen zu den ältesten lautlichen Erscheinungen in den einzelnen Slavinen gehört. So haben wir auch schon in den aksl. Denkmälern dafür zahlreiche Belege. Das -z hätte müssen schon in einer Periode schwinden, in der an das analogische Auftauchen dieser Endung überhaupt noch nicht gedacht werden könnte. Es ist also ein Ding der Unmöglichkeit. Wie A. meinen kann, daß man aus demselbem Gesichtspunkte andere absolut unzweifelhafte Kontraktionen auch verneinen könnte, z. B. -ajetš zu -aatš zu -a (S. 128, Anm. 1), ist mir unerfindlich. Er behauptet zwar von sich, daß er kein Dogmatiker sei (S. 87), aber einen derartigen Eindruck bekommt man eben nicht aus seinen Schriften. Seine Mühe wollen wir gern anerkennen, wenn auch die positiven Resultate, die uns diese weiteren Lautstudien bieten, hier etwas zu spärlich vertreten sind.

Brünn.

W. Vondrák.

Erik Rooth, Eine westfälische Psalmenübersetzung aus der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts. Untersucht und herausgegeben. Akademische Abhandlung. Uppsala 1919. Appelbergs Boktryckeri Aktiebolag.

Rooths tüchtige Uppsalaer Promotionsschrift druckt einen früh-mittelniederdeutschen Psalter aus einer Wolfenbüttler Handschrift ab. Dem Text ist eine ausführliche Einleitung vorangeschickt, die etwa zur Hälfte grammatischen Fragen gewidmet ist. Die Übersetzung der Psalmen wird im Verhältnis zur lat. Grundlage als treu, doch — bis auf Reste — nicht sklavisch, und mit dem deutlichen Bemühen um guten Sinn charakterisiert. Aus der Vergleichung des Wortschatzes mit dem einiger anderer alter Psalmenübertragungen gelangt R. S. LIII zu der — doch etwas unbestimmten — Vermutung, daß die Tradition der altniederfränkischen Psalmen hier noch wirksam gewesen sei. — Die Handschrift ist von zwei Schreibern geschrieben, die im wesentlichen die gleichen Eigenheiten zeigen. Zweifellos geht der nd. Text auf eine mitteldeutsche Vorlage zurück. Ob diese, wie R. anzusetzen geneigt ist, ripuarischen Charakter hatte (XXV, XLVII) oder ob sie (der Arnsteiner Marienleich teilt viele Kriterien mit ihr: *bit* [mit] *g* für *ch* [dig], starkes Fem. im attributiven Adj. [*van der groser not*], Schwund des *h* zwischen *r* und *t* [*vorten*]) ins Moselfränkische und östlicher ins Hessisch-Thüringische weist, darüber ist kaum Klarheit zu gewinnen. Doch möchte ich hier in Ergänzung zu S. XLVI A. 1 auf das zweimalige *hochiline* hügel (Ps. 113, 4. 6) weisen (dafür im Trierer Psalter *buhel*), das wir bisher nur als thüringisch-obersächsisches Wort kennen. Zahlreich sind die Übernahmen aus dem md. Wortschatze. Sie betreffen nicht nur Substantive, die fremde Begriffe vermitteln, sondern auch Wörter, die leicht zu übertragen gewesen wären, wie *sig* neben *su*, *se*; *michel*; *naslog* 'Nasenloch'. Auch in Lautstand und Formen scheint die md. Vorlage durch, m. E. noch stärker als Verf. anzunehmen scheint: unter ihrem Einfluß blieben (s. u.) einige *mik*, *dik*, blieben vielleicht auch die zahlreichen *u* für *ô*, die im 14. Jahrhundert teils lautlich, teils aber nur archaisierend orthographisch waren. Die schwindende Schreibform *u* mag hier durch das hd. Vorbild gestützt worden sein.

Ich füge noch einige Besonderheiten an, deren hd. Herkunft nicht sicher ist, auf die ich aber als sprachgeschichtlich besonders interessant die Aufmerksamkeit lenken möchte: Das Präteritum lautet *gaf gēves*, pl. *gāven*. Wenn sich aus den wenigen alten Fällen, die uns bis jetzt für die Beobachtung der Entwicklung der 2. Sg. Prt. zu Gebote stehen, zu ergeben schien, daß 2. Sg. den Umlaut später als der Konjunktiv und dann nicht lautlich, sondern im Gefolge des Plural annahm, so scheint unser Text das Gegenteil zu erweisen. Haben wir dies zu verallgemeinern oder liegt hier in dieser Verteilung hd. Einwirkung vor? Ist mit verschiedener Entwicklung der 2. Sg. im nd. Gebiet zu rechnen: entstand, dialektisch geschieden, der Umlaut teils noch lautgesetzlich in der Zeit des länger bewahrten *-i* der Endung oder analogisch, wo die Endung *-i* früher durch *-es* ersetzt wurde?

Weit interessanter aber ist das Verhalten des Denkmals in einer andern verbalen Frage, die R. nicht richtig deutet, wenn er S. XXVII angibt, im Präs. Plur. gehen die Endungen *-en* und *-et* durch den ganzen Text nebeneinander her. Tatsächlich wird Präs. Plur. ganz überwiegend auf *-et* gebildet. Die Formen auf *-en* (soweit sie nicht Konjunktive sind) entsprechen gewöhnlich einem lat. Futurum, das sowohl durch den Indikativ oder durch Umschreibung übersetzt werden kann, wie auch durch den Konjunktiv Präs., z. B. 91, 10: *Wante su, dine uiande se verwerden* (peribunt) *ande wert tu spreuwet, de bosheit werket* (operantur). Einzelheiten über die Anwendung dieser im Nd. bisher noch nie beobachteten systematischen Wiedergabe des Futurs durch den Konjunktiv, die Erklärung scheinbarer Abweichungen muß ich an anderer Stelle ausführen. Hier handelt es sich nun um die Frage, auf wen die Form zurückgeht, und damit auch, ob diese Futurbildung als eine Erscheinung der hd. oder der nd. Grammatik aufzufassen ist. Man würde meinen, auf den mitteldeutschen Übersetzer, der 3. Pl. Präs. Ind. auf *-ent* bildete (der Text bewahrt einige *-ent*), den Konj. auf *-en*; der Niederdeutsche setzte dann das hd. *-ent* in sächs. *-et* um, bewahrte das hd. und nd. gleichlautende *-en*. Aber die Handschrift scheidet auch in der 1. Pers., wo das Md. im Ind. und Konj. *-en* hat: *wi singen unse salmen cantabimus* (: *wi gelouet, biddet*) Schreiber 2, S. 145 (: 163). Vgl. Schreiber 1: *wi ropen auer ane invocabimus* Ps. 19, 8: *so wi dic anropet* (Präs. übersetzt *invocaverimus*) 19, 10. Sind diese Stellen auch nicht so häufig wie die 3. Pers., so sichern sie doch den nd. Ursprung und sind entweder zu erklären durch die Annahme, der nd. Übersetzer habe auch den lat. Text neben dem deutschen einwirken lassen, oder der md. Text habe das Fut. vom Präs. durch Umschreibung geschieden, die der Niederdeutsche in den Konj. umsetzte. „Einen gewissen Grad von selbständiger Übersetzertätigkeit“ spricht auch R. S. XLV dem Niederdeutschen zu. Ob er sich dies bis zu einer Beeinflussung durch das lat. Original denkt, kann ich aus seinen Ausführungen, auch S. LXX ff., nicht herauslesen. In jedem Fall setzt aber unsere Beobachtung dieser individuellen Futurübersetzung, die sich gleichmäßig bei beiden Schreibern¹⁾ findet, eine nd. Vorstufe für die Handschrift voraus, und damit beantwortet sich R.s Frage S. XLVII, ob zwischen der md. Vorlage und dem nd. Manuskript eine nd. Zwischenstufe bestand, auch aus diesem wie aus manchem anderen Grunde.

¹⁾ Wenn ich Rooths Abgrenzung richtig verstehe.

In dem methodisch sehr hübschen Kap. 3 lokalisiert R. den nd. Text im südlichen Sauerland. Schritt für Schritt vorgehend, weist er ihn auf Grund der Form *ande* (und) nach Westfalen und vor 1350, bestimmt dann, den Kreis verengernd, aus bewahrtem *a* vor *ld* (*halden*; gemeinmd. *holden*) innerhalb Westfalens den Teil südlich der Linie Dortmund, Soest, Paderborn als Heimat. (Übrigens sei zu S. XVII ff. bemerkt, daß auch in Dortmund in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts *a* überwiegt.) Und hier endlich wählt er wegen einiger Akkusative *mik dik* neben *mi di* das Südmärkisch-Sauerländische südlich einer Linie Neuenrade—Belecke—Wünnenberg, wo heute Dat. *mi* und Akk. *mik* geschieden wird, wo auch, wie in unserm Psalter, die Formen *i*, *uwe*, *uch* (ihr, euer, euch) gebräuchlich sind. Ich glaube, daß die Lokalisierung im s.-ö. Westfälischen das richtige trifft; nur den letzten Schluß auf das *mi-mik*-Gebiet ziehe ich nicht, da ich in der Bewertung der Akkusativformen *mik* nicht mit R. übereinstimme. Ganz abgesehen davon, daß ich an die Konstanz der *mik*-Linie (S. XXI) hier durch sechs Jahrhunderte nicht glaube, scheint auch die Beobachtung der Verteilung von *mi* und *mik* im Psalter eher gegen als für die Annahme einer gesprochenen Form *mik* im Akk. zu zeugen. Die Handschrift entstand noch in einer Zeit, als lokale Formen überall stark durchschienen (vgl. auch *nit* und *nicht* nebeneinander), als die Schriftsprache noch nicht so festgefügt war wie in der Blütezeit. Ein Niederdeutscher, der *mik* sprach, hätte für das *mig* der Vorlage *mik* sicher viel häufiger gesetzt. Hier kommen nach R.s Zählung S. XXI auf 511 Akkusative nur 44 *mik*, verstreut über das ganze Werk, doch häufiger im Anfang; darunter in Ps. 24, 20 sogar *mig*, in der Schreibung des Grundtextes (wie 22, 6 u. ö. *ig*).

Mehr Gewicht als auf *mik* lege ich auf die Gruppe *i*, *uwe*, *uch*, die R. im Gegensatz dazu nur nebenbei und recht kurz erwähnt; denn hier kommt der oben vermißte lokale Standpunkt zum Vorschein in dem fast durchgehenden *i*, in *uwe uch*, die weit häufiger sind als *iuwe iu*. Will man auch für *uwe uch* die md. Vorlage verantwortlich machen (*i* ist in jedem Falle dialektisch nd.), so würde gerade damit nur eindringlicher bewiesen werden, was ich für *mik* ausführte: wenn die hd. Übereinstimmung die Sprechformen *uch*, *uwe* so stark über *iu iuwe* herauszuheben vermag, so müßte in einem *mik*-Distrikt unter gleichen Umständen entsprechend *mik* in ganz anderem Maße hervortreten, als es hier der Fall ist. Das *uch*-Gebiet erstreckt sich im s.-ö. Westfalen heute nach dem Sprachatlas (auch diese Grenze dürfte sich wenigstens stellenweise sicher gegen früher verschoben haben) zwischen Ahlen (*ju*): Soest (*uch*); Rüthen (*ju*): Warstein; Corbach (*juch*): Brilon; Hallenberg (*üch*): Schmallenberg, weiter Attendorn (*au, auk*), Neuenrade, Menden, Hamm (*ink*). Hier heißt auch der Nom. *i* (*ui*). Belege für *i*, *u*, *uch*, *uwe* bieten mnd. Schriftstücke zahlreich in diesem Bereich und seiner weiteren Nachbarschaft. Schneidet man dann nach den obigen Ausführungen das *mi-mik*-Gebiet ab, so bleibt die Landschaft, in der unser Text heimisch ist, wobei man sich klar sein muß, daß die heutigen Grenzlinien nur einen ungefähren Anhalt geben können. Damit verschiebt sich die Heimatbestimmung gegen R. etwas, aber die Grundbestimmung, s.-ö. Westfalen, bleibt beiden Ansätzen gemeinsam.

Der alte Text bringt, wie gerade unsere ältesten Texte vielfach, einige Formen, die dadurch interessieren, daß sie die orthographische

Wiedergabe nicht des einzelnen Wortes, sondern des Satzstückes sind. Ich halte es daher nicht für glücklich, wenn der Herausgeber (vgl. dazu S. V) etwa *dorcht dat* 24, 8 *nocht du* 36, 1 in *dorch dat*, *nocht du* ändert. Auch in *knet* 30, 7 (vgl. S. 161), *retheit* 84, 12, *scelwort* 68, 8, 73, 22 (vgl. S. V) liegen charakteristische Formen vor, die ein Abdruck, der sonst nicht normalisiert, kaum tilgen darf. Freilich macht R. alle derartigen Änderungen deutlich kenntlich.

Zum Schlusse sei noch einmal ausgesprochen, daß Rooths vorsichtigen, besonnenen Untersuchungen unter den Bearbeitungen mittelniederdeutscher Texte, die uns die letzten Jahre brachten, eine ehrenvolle Stellung gebührt.

Hamburg.

Agathe Lasch.

Meyer Karl H. Slavische und indogermanische Intonation. Sammlung Slavica Bd. II. Heidelberg 1920.

Nach den Arbeiten von Hanssen, Bezzenberger, Hirt, Streitberg u. a. über die verschiedene Intonation in den idg. Sprachen ist K. H. Meyer in seiner anregenden Schrift dem Wesen der Intonation nachgegangen und hat die Frage weiter zu fördern gesucht.

Man kann das Büchlein in vier Teile zerlegen. In einer kurzen Einleitung (— § 6, S. 13) gibt er zunächst das Problem. Wie er zeigt, ist bisher die Frage: Wie war im Indogermanischen die gestoßene und geschleifte Intonation, war sie fallend und steigend, oder umgekehrt? kaum gestellt worden. Man ist bisher vom Litauischen ausgegangen und hat die Verhältnisse in dieser Sprache als Norm auch für das Indogermanische angesehen, obwohl die Übereinstimmung zwischen Slavisch, Lettisch, Preußisch, Griechisch schon eines Besseren hätte belehren sollen. Nur Endzelin BB. 25, 274 hat kurz darauf hingewiesen, aber die Frage nicht weiter verfolgt¹⁾.

K. H. Meyer findet nun aber noch ein anderes Kriterium, das für das Alter der slav. Intonation, also geschleifte oder zirkumflektierte Silbe fallend, gestoßene oder akutierte Silbe steigend betont, spricht, nämlich die Behandlung des urslav. *ě* (Jat') im Serbokroatischen. Nach einer kurzen Würdigung der bisherigen Lehren über Herkunft von *ě* wendet der sich dem I. Teil (§§ 9—13, S. 18—25), dem wichtigsten Teil des Buches zu. Er geht aus von einer lautphysiologischen Erwägung und meint, wenn *ai* und *oi* steigend betont gewesen wären, so hätte der Nachdruck auf dem *i* gelegen und das stark expiratorische *i* hätte den ersten Komponenten beeinflusst, also wäre *i* daraus geworden; umgekehrt wäre bei fallender Betonung *áj*, *ój* der erste Komponent des Diphthongs für die Bildung des slav. Monophthongs maßgebend gewesen.

Demnach stellt er folgende Lautregel auf:

1. uridg. *ei*, *ī*, *oi'* = urslav. *i* = sbkr. *i*
2. " *oi* = " *ě* = " *ije*

¹⁾ Bezzenberger K. Z. 44, 315 ff. hat sich allerdings nach eingehender Prüfung der baltischen Verhältnisse für die größere Ursprünglichkeit der lit. Intonation entschieden.